

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1918)

Heft: 3

Artikel: Aus dem Garnisonsleben des Dichters Joh. Gaudenz von Salis-Seewis

Autor: Rufer, Alfred

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-396054>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

—→ ERSCHEINT MITTE JEDEN MONATS. ←—

Aus dem Garnisonsleben des Dichters Joh. Gaudenz von Salis-Seewis.

Von Alfred Rufer, Münchenbuchsee.

Wie in der bürgerlichen Gesellschaft Frankreichs, so rief die Revolution von 1789 auch in der königlichen Armee schwere, politische und moralische Konflikte hervor. Die neuen Grundsätze fanden in ihren Reihen neben unversöhnlichen Gegnern auch begeisterte Anhänger. In die Klasse der erstern gehörte die große Mehrheit der adeligen Offiziere, die im Heere gleichfalls Vorrechte zu verteidigen hatten und sich deshalb entschlossen auf die Seite der Krone stellten. In die der letztern sind zu zählen die gewöhnlichen Soldaten und Unteroffiziere, die Offiziere aus dem Volke, sowie auch einige wenige der Aristokratie, die vermöge ihrer enzyklopädischen Bildung die Forderungen der neuen Zeit verstanden und ihr zu dienen bereit waren. Eine dritte, numerisch schwache Gruppe von Offizieren — zumeist solche, die auf dem Schlachtfelde ihre Chargen erworben hatten und nichts mehr begehrten als weiter zu dienen, unter welchem Regiment es auch wäre — verhielt sich neutral.

Der Antagonismus zwischen Soldat und Offizier, bisweilen zwischen den Offizieren unter sich, hatte den gänzlichen Verfall der Disziplin zur Folge. Die Armee löste sich auf. In Wirklichkeit war die Herstellung von Ruhe und Ordnung sowohl in der bürgerlichen wie in der militärischen Gesellschaft ein Ding der Unmöglichkeit, so lange Revolution und Gegenrevolution mit

einander im Streit lagen, so lange nicht die wesentlichen Postulate und Errungenschaften der erstern verwirklicht und allgemein anerkannt waren.

Mirabeau begriff dies. Deshalb beschwor er Ludwig XVI., sich an die Spitze der Revolution zu stellen und die königliche Demokratie zu organisieren; deshalb drang er ebenfalls in die Nationalversammlung, die alte Armee aufzulösen oder vielmehr auf demokratischer Grundlage neu einzurichten und der Führung von der Revolution ergebenen Offizieren zu unterstellen, damit auf solche Weise der Truppe jeder Anlaß zu Verdacht und Meuterei genommen werde. Allein die Ratschläge des „genialen Konservativen“, wie Jean Jaurès, der ihm in so mancher Hinsicht glich, den großen Politiker nannte, wurden weder von der Krone, noch vom Parlament befolgt.

Zwischen Königtum und Nation war der Zusammenstoß also unvermeidlich. Noch bevor der Thron indes zertrümmert in einer Lache schweizerischen Blutes lag, hatte die Mehrzahl der aristokratischen Offiziere Frankreich verlassen. Die Emigration ward indirekt für die junge Republik zu einem Hauptfaktor ihres Sieges; denn sie entfernte aus der Armee die revolutionsfeindlichen Elemente, machte mithin den Platz frei für die jungen Talente, die, aus dem Volke hervorgegangen, mit diesem und der Truppe jene revolutionäre Leidenschaft, jene große Begeisterung für die Freiheit und menschliche Würde teilten, unter deren Antrieb das neue Frankreich sich militärisch organisierte und in ruhmreichen Feldzügen das alte Europa besiegte.

Inmitten der wachsenden Spannung im Verhältnis des Hofes zum Volke und dessen Organen war die Stellung der Schweizer Truppen in französischen Diensten eine außerordentlich schwierige. Die Kapitulationen, auf Grund deren sie bestanden, waren 1789 abgelaufen, blieben indessen vorläufig infolge stillschweigender Übereinkunft in Kraft. Sowohl die Konstituante als die Legislative wünschten lebhaft die Erneuerung dieser Verträge. Die Krone und die eidgenössischen Stände zeigten hiefür jedoch keine Eile, da sowohl diese wie jene die Rückkehr geordneter Verhältnisse und die Herstellung der vollen Königsgewalt abwarten wollten. Denn die bisherigen Kapitulationen waren einzig mit dem allerchristlichsten König abgeschlossen worden; mit ihm allein standen die Eidgenossen im Bündnis, und seine Person war für weite Kreise der Schweiz ein Gegenstand der

Verehrung geworden. Immerhin gestatteten die Orte ihren Truppen, auch der französischen Nation, wie Ludwig XVI. zu verlangen schien, den Eid der Treue zu leisten. Die Eidesformel für die Offiziere enthielt für diese noch die Verpflichtung, die ihnen unterstellte Mannschaft nicht ohne vorhergegangene Requisition von seiten der bürgerlichen Behörden wider französische Einwohner zu gebrauchen.

Ob diese Formel von den Offizieren aller Regimenter beschworen wurde, läßt sich zurzeit nicht sagen; fest steht aber, daß gerade die des Garderegimentes auf sie in Eidespflicht genommen wurde, wobei diese sich freilich ihre Kapitulation und die Befehle ihrer Kantone vorbehielten, mit der einen Hand folglich zurückzunehmen schienen, was sie mit der andern reichten.

Wie dem auch sei, der der Nation geleistete Eid änderte weder die Handlungsweise der hohen Offiziere, noch die tatsächliche Stellung der Schweizer Truppen überhaupt. Erstere hielten sich nach wie vor einzig dem König verbunden; ihm dankten sie ihre Ehrenstellen; er repräsentierte in ihren Augen Frankreich, ja auch jetzt noch stellten sie ihn über die Nation, von der er doch nach der Reichsverfassung nun die Krone erhielt. Daher ergriffen sie ebenfalls entschieden für ihn Partei wider die Nation, fest überzeugt, daß seine Sache auch die ihrige sei. Siegte nämlich die Revolution in Frankreich, so verloren sie nicht nur ihre Vorrechte im Solddienst, sondern hatten auch zu befürchten, daß alsdann die verderblichen Grundsätze ebenfalls nach der südöstlichen Seite des Jura übergreifen und ihre und ihrer Familien Herrschaft bedrohen würden.

Auf die Truppen wirkten die Grundsätze von 1789 nun allerdings vielfach in geradezu entgegengesetzter Richtung. Wer von den Soldaten, Unteroffizieren und subalternen Offizieren mit der harten Zucht oder willkürlichen Beförderungsweise in der Armee nicht zufrieden war, wer überhaupt die Unerträglichkeit der alten Gesellschaftsordnung mitempfand und die Sehnsucht nach neuen Lebensformen teilte, der jubelte dem Unternehmen der fränkischen Nation zu oder ließ sich von den Rednern der Klubs gewinnen. So traten gleich nach der Erstürmung der Bastille 350 Mann aus der Garde zur Bürgerwehr über. Revolution und Gegenrevolution bekämpften sich demnach auch innerhalb der schweizerischen Regimenter, was die Aufrechterhaltung der Dis-

ziplin zu einer äußerst schwierigen Sache machte. Freilich begnügten sich die Führer zumeist nicht damit, ihre Mannschaft von den Propagandisten fernzuhalten, sondern sie machten aus ihrer revolutionsfeindlichen Gesinnung kein Hehl und frequentierten nur Kreise, wo wieder das Volkstum komplottiert wurde.

Affry, der nach der Auswanderung des Grafen von Artois vom König vorläufig mit dem Amte eines Generalobersten der Schweizer betraut wurde, gab bloß königstreuen Offizieren Avancement; wer sich dadurch zurückgesetzt fühlte, brachte seine Klagen vor die Vertreter des Volkes. Das Betragen der Offiziere erregte solches Ärgernis, daß sogar die eidgenössischen Orte sich veranlaßt sahen, ihnen mehr Klugheit, Takt und Mäßigung zu empfehlen, und Schultheiß Pfyffer von Luzern klagt sie im Sommer 1792 förmlich an, alle Konflikte mit der Bevölkerung geradezu provoziert zu haben. Der Geschichtsschreiber wird dieses Urteil nun doch schwerlich zu seinem eigenen zu machen geneigt sein; denn wenn es für ihn auch gewiß ist, daß eine größere Zurückhaltung bei den Offizieren diesen und ihren Truppen manchen Angriff, manche Schmähung und Reibung erspart hätte, so wird er doch auch kaum bezweifeln, daß der Zusammenstoß zwischen der Revolution und den schweizerischen Soldtruppen nicht durch die Logik der Geschichte unvermeidlich gemacht wurde. Obwohl sie dem König und der Nation verbunden waren, so hielten sie, da die genannten Mächte mit einander im Kampfe lagen, gemäß ihrer Tradition und dem Willen ihrer Führer zur Krone. Sie erschienen so der Nation als eine Stütze des Despotismus und mußten daher auch bekämpft werden und schließlich das Schicksal der Monarchie teilen.

Diese Geschichte, so schmerzvoll für unsere in französischen Diensten stehenden Ahnen, bildet den Hintergrund zum Erlebnis des Hauptmanns J. G. von Salis-Seewis, das Adolf Frey in seiner Biographie des bündnerischen Sängers bereits gestreift hat, das wir indessen dank einigen, gelegentlich in französischen Archiven aufgefundenen Notizen in ein etwas helleres Licht zu setzen in der Lage sind.

Ursprünglich diente Salis-Seewis im Regiment der Garde, trat dann jedoch in dasjenige von Salis-Samaden über in der Hoffnung, hier ein rascheres Avancement zu finden. Mit dem ganzen Feuer seiner Seele stand der junge Offizier für die Be-

strebungen des französischen Volkes ein. Allein ihm schwur er 1791 den Eid der Treue, diese Handlung vor seiner ganzen Kompagnie rechtfertigend, und streifte so das letzte Band ab, das ihn noch an den König geheftet hatte. „Nun darf ich scheinen,“ rief er hierauf befriedigt aus, „was ich schon lange war, ein Verteidiger der Freiheit und der Menschenrechte, der seine Waffen nur für das gemeine Wohl zu ziehen braucht.“

Seine so lebhafteste Parteinahme für die Grundsätze von 1789 brachte ihn freilich in scharfen Gegensatz zu seinem Vater, Johann Ulrich, der als Aristokrat alle demokratischen Regungen als gemeingefährlich verabscheute, Frankreich indes eine warme, wenn auch sehr interessierte Freundschaft bewährte. Was den Gegensatz zwischen den beiden jedoch zum gänzlichen Zerwürfnis erweiterte, das war die Liebe des Sohnes zu einem Mädchen, das der in seinen Standesvorurteilen befangene Vater als nicht ebenbürtig erkannte. Den Winter 1791/92 verbrachte Hauptmann Salis auf Urlaub in seinen heimatlichen Bergen, unfern von seiner Geliebten, die er aber nur selten zu sehen wagte. Im Frühjahr 1792 kehrte er nach Frankreich zurück.

Das in Rouen garnisonierende Regiment Salis-Samaden stand unter dem Kommando des Oberstleutnants Bachmann, eines energischen, gewalttätigen, ja tyrannischen Offiziers, der mit allen Mitteln seine Truppe in strenger Mannszucht zu erhalten bemüht war und auf die Fahne die Worte sticken ließ: Pro patria et liliis. Die Devise, dem König treu zu bleiben, galt nicht nur für Bachmann, sondern ebenfalls für die Mehrzahl der ihm unterstellten Offiziere. Auf der andern Seite der Barrikade standen nebst Salis einzig die beiden mit Peter Ochs befreundeten Basler Hauptleute Buxtorf und Bourcart.

Die drei waren deshalb dem Regimentskommandanten ein Dorn im Auge. Als daher aus irgend welchem Grunde ein Detachement nach dem Havre verlegt werden mußte, bestimmte Bachmann gerade ihre Kompagnien hiefür. Er wollte die drei entfernen, weil ihre Gegenwart die Ausführung gewisser Pläne erschweren konnte. Es handelte sich nämlich, sofern Peter Ochs Glauben geschenkt werden darf, darum, in Rouen eine große Verschwörung wider die Revolution zu inszenieren, wobei dem Regimente Salis-Samaden eine Hauptrolle zugehört war.

Noch aber schien der gegenrevolutionäre Plan, wenn er tat-

sächlich bestand, nicht zur Reife gediehen zu sein, als das Detachement im Havre den Befehl erhielt, seine frühere Garnison wieder aufzusuchen. Nach mehrwöchentlichem Aufenthalte in der nordischen Hafenstadt, in dessen Einförmigkeit Salis-Seewis durch Spaziergänge am Strande und dichterische Arbeiten einige Abwechslung gebracht hatte, traten die drei Kompagnien unter der Führung Buxtorfs, des ältesten Offiziers, am 26. Juni 1792 den Rückmarsch an.

An den beiden ersten Tagen litten die Truppen sehr unter einem unaufhörlich herabströmenden Regen, am 3. unter einer plötzlich eintretenden Hitze. Bereits hatten sie am letzten Tage in guter Ordnung sieben große Wegstunden zurückgelegt, als sie in unmittelbarer Nähe von Rouen anlangten. Bachmann war ihnen entgegengekommen. Kalt begrüßte er die Offiziere. Die Kolonne machte Halt. Der Oberst aber, der Mannschaft kaum Zeit lassend, den Schweiß zu trocknen und die Kleider einigermaßen in Ordnung zu bringen, gab alsbald den Befehl zum Weitermarsch.

Das Detachement setzte sich wieder in Bewegung. Bei der Barriere der Stadt angelangt, begann das Spiel der Trommeln. Die Bürger stürzten aus den Häusern auf die Straßen, um den Durchmarsch zu sehen, und nun spielte sich unter ihren Augen von da bis zur Kaserne ein für die Offiziere und Soldaten der drei Kompagnien äußerst peinlicher, schmerzvoller Auftritt ab. Der Oberstleutnant, der bis jetzt schweigend einhergeritten war, geriet plötzlich in Zorn und begann die Truppen mit lauter Stimme zu beschimpfen. Scheltworte, wie „Halunken“, „Lumpenkerls“, „Papiersoldaten, die das ganze Regiment entehrten“, und andere Liebenswürdigkeiten solcher Art wurden ihnen entgegengeschleudert. Damit indes noch nicht zufrieden, drang Bachmann mit seinem Pferde in die Glieder ein und schlug mit flachem Säbel nach links und rechts auf die Köpfe der armen Soldaten los.

Obwohl im höchsten Grade betroffen und empört über diese so ungewöhnlich rohe Behandlung, die nichts zu rechtfertigen schien, setzte die Truppe ihren Marsch weiter. Keiner von den Soldaten murrte; vielen aber rannen Tränen herunter; alle rafften sie ihre durch den langen Marsch geschwächten Kräfte zusammen, um durch eine möglichst stramme Haltung den Un-

grund der Zornesausbrüche Bachmanns vor sich selbst und dem über den Zwischenfall gleichfalls höchst mißvergnügten Publikum darzutun. Wie die Soldaten, so bewahrten auch die Offiziere ihre Kaltblütigkeit. Vergeblich forderte der Kommandant sie auf, gleich ihm die Säbel wider ihre Untergebenen zu ziehen. Keiner von ihnen zeigte sich fähig, das Unrecht des Obersten zu teilen. Endlich im Kasernenhof angelangt, ließ Bachmann das Detachement sofort abtreten, nachdem er ihm nochmals die Worte, daß es die Schande des Regimentes sei, entgegengeworfen hatte.

Sobald die Glieder aufgelöst waren, erhob sich von allen Seiten ein lautes Murren unter den Soldaten und Unteroffizieren. Die Offiziere jedoch, wie schwer es ihnen fiel, bezwangen ihren Zorn und Unmut, wohl wissend, daß das leiseste Wort von ihnen auf die erhitzten Gemüter wie ein Fünkeln im Pulverfaß wirken müßte. In düsterer Niedergeschlagenheit verbrachten alle den Rest des Tages.

Am nächsten Morgen inspizierte Bachmann das Regiment, und wieder nahm er Anlaß, die Kompagnien Buxtorf, Bourcart und Salis mit einer förmlichen Flut von Vorwürfen und Schmähungen zu überschütten. Die Wut des gemeinen Mannes wuchs. Er liebte seine Offiziere; um so unbegreiflicher fand er jetzt deren Stillschweigen und scheinbare Gelassenheit, und schon begann das Vertrauen zu ihnen zu wanken.

Die drei Hauptleute begriffen die Notwendigkeit einer offenen und freimütigen Auseinandersetzung mit ihrem Obersten. Sie verfügten sich zu ihm, und Buxtorf, das Wort führend, machte ihm in geziemender Form Vorstellungen über die Vorfälle von gestern und heute und bat ihn, zu sagen, ob er im Ernste glaube, die drei Kompagnien hätten sich selbst und das ganze Regiment entehrt. „Keine Vorstellungen! Keine Vorstellungen!“ herrschte Bachmann sie an. „Welche Grundsätze der Unterordnung Ihr habt! — Wollt Ihr, daß ich Euch sofort in Arrest setze? — Wenn Ihr Euch zu beklagen habt, verläßt, verläßt das Regiment! Gebt Eure Demission. Ich nehme sie an. Dann geht und beklagt Euch bei Herrn von Affry; macht schöne Eingaben an die Nationalversammlung und Herrn Pétion¹ und wir werden aldann sehen, wer unrecht hat.“ Als Buxtorf wieder zu sprechen

¹ Der Girondist Pétion war Maire von Paris.

versuchte, fuhr Bachmann nochmals dazwischen und drohte mit unverzüglicher Einsperrung.

Die Unterredung mit ihrem Vorgesetzten enthüllte den drei Offizieren deutlich sowohl die tiefere Ursache als den wahren Sinn der Vorwürfe wider ihre Kompagnien. Die Zornesausbrüche Bachmanns entsprangen nicht spontaner Unzufriedenheit mit den Marschleistungen und der Marschdisziplin der Truppen; sie waren zum voraus berechnet und galten eigentlich nicht der Mannschaft, sondern ihren Offizieren. Salis, Buxtorf und Bourcart waren in Bachmanns Augen die Unwürdigen, deren Haltung oder vielmehr deren Gesinnung das ganze Korps entehrte. Da er jedoch keinen Grund fand, sie direkt zu demütigen, so höhnte er sie — wie das im Militärdienst nicht selten der Fall ist — in ihren Truppen.

Unter solchen Umständen blieb den drei, wie sie sogleich erkannten, nichts anderes übrig, als ihre Demission einzureichen. Es scheint indes, daß Bachmann die Sache doch nicht so weit treiben wollte. Was er auch sagen mochte, ihm lag wohl sehr daran, jeden weiteren Skandal zu vermeiden. Ein solcher war jedoch leicht vorauszusehen, wenn die drei aus dem Regiment ausschieden und ihre Beschwerden in die Öffentlichkeit tragen konnten.

Nachdem er die Demissionen empfangen, rief der Oberst die drei zu sich und äußerte sich ihnen gegenüber in sanfterem Tone, er hoffe, es werde ihm gelingen, sie von ihrem Unrecht zu überzeugen; die verlangte Genugtuung schlug er ab. Sie ihres Unrechts zu überführen, das hieß doch offenbar nichts anderes als den drei Hauptleuten zumuten, ihre Gesinnung zu ändern, ihren revolutionären Grundsätzen zu entsagen, sich mit Leib und Seele blindlings Bachmann auszuliefern und jede Handlung, die dieser von ihnen verlangen würde, zu vollziehen, unbekümmert darum, ob und inwiefern sie sich mit ihrem Eide vereinbaren ließe. Der Regimentskommandant schmeichelte sich offenbar, es würden die drei ihren Chargen ihre Überzeugung und Ehre opfern.

Er täuschte sich. Salis, Buxtorf und Bourcart beharrten auf ihrer Demission, trotzdem die Wachtmeister ihrer Kompagnien tränenden Auges im Namen der Mannschaft sie beschworen, diese nicht zu verlassen.

Die drei verreisten sogleich nach Paris. Hier reichten sie Herrn Affry eine Beschwerde wider Bachmann ein. Buxtorf und Bourcart sandten dieselbe ebenfalls an ihre Vaterstadt, wo der Zwischenfall von Rouen einen höchst peinlichen Eindruck machte, weil die Beschimpfung ihrer Mitbürger wie eine dem Stande zugefügte Kränkung empfunden wurde. Basel ersuchte denn auch Affry und die Pariser Regierung, eine genaue Untersuchung anzuordnen, den beleidigten Offizieren Satisfaktion zu verschaffen und vorläufig deren Demission nicht anzunehmen. In gleichem Sinne und mit allem Nachdruck verwandte sich gleichzeitig der französische Botschafter bei der Eidgenossenschaft, Barthélemy, sowohl bei seinem Minister als auch dem diplomatischen Ausschuß der Nationalversammlung. Salis-Seewis dagegen verzichtete darauf, aus der Affäre eine Standesangelegenheit Gemeiner Drei Bünde zu machen, wußte sich jedoch der Unterstützung namhafter Politiker zu versichern. Unterm 9. August drang der Minister der auswärtigen Beziehungen in den Kriegsminister, den Informativprozeß vornehmen zu lassen. Dieser konnte dem Begehren seines Kollegen aber nicht mehr entsprechen; denn am Abend des andern Tages lag die Regierung mit dem Königtum am Boden. Am 27. August befaßte sich dann der provisorische Vollziehungsrat mit der Angelegenheit von Rouen. Er beschloß, daß einerseits Oberstleutnant Bachmann bei der Entlassung seines Regiments – die Nationalversammlung hatte am 20. August die Aufhebung der fremden Soldtruppen verfügt – öffentlich wegen seines Benehmens gegenüber den drei Offizieren zu tadeln und aufzufordern sei, innerhalb einer festzusetzenden Frist den Boden Frankreichs zu verlassen, und daß anderseits jedem der erwähnten Offiziere in besonderem Schreiben die volle Zufriedenheit der Regierung ausgesprochen werden solle.

Der Beschluß wurde in Vollziehung gesetzt. Bachmann, der zukünftige eidgenössische General, erhielt so einen ziemlich schimpflichen Abschied von der französischen Republik. Johann Gaudenz von Salis-Seewis dagegen diente dieser bereits in der Armee Montesquious in Savoyen, als er die Kunde bekam, daß die so heiß erstrebte Genugtuung ihm endlich zuteil geworden sei.¹

¹ Dieser Artikel wurde mit freundlicher Erlaubnis der Redaktion des „Bund“ abgedruckt aus dessen „Sonntagsblatt“ 1917, Nr. 17 u. 18.